



Rosa von St. Etienne.

Mitgetheilt von Karl v. Damiq.

(Fortsetzung und Schluß.)

Er wandte dem jungen Mann hier den Rücken, nahm den Kaplan an der Hand und ging mit diesem, der gleichfalls höchst ergriffen schien, in ein Nebenzimmer.

Der Graf erkannte seine Stellung und eilte auf sein Zimmer zurück.

Lange kämpfte er mit sich selbst, was er thun solle; er liebte Rosa zu sehr, um sie ohne Widerstreben gleichgiltig hinopfern zu lassen und ging endlich zum Sakristan (Küster), zog seine Börse und fragte: ob er ihm wohl für eine Erkenntlichkeit von 30 Dukaten angehören wolle.

„Dreißig Dukaten! — beinah vierhundert Franks! — und dafür nur einige Stunden! — Herr Graf!“ — rief der Mann, dessen ganze jährliche Einnahme kaum die Hälfte einer solchen Summe betrug, in halber Verzückung, „befehlen Sie über mich und mein ganzes Haus und nicht nur einige Stunden, nein, einige Tage, Wochen, Monate und wie und wo es sein soll, bei Tag und bei Nacht.“ —

„Und wenn wir den Teufel aus der Hölle holen sollten,“ versetzte der Sohn des Sakristans, ein großer starker junger Mann, der eben den Militärdienst verlassen hatte und sich nicht wenig darauf zu Gute that, den Namen eines braven Soldaten in der Garde erworben zu haben.

„Nein nein!“ erwiderte der Graf, dreißig Dukaten auf den Tisch zählend, „ich verlange nicht mehr als einige Stunden und es giebt keinen Teufel, sondern — ein Grab vielleicht aufzugraben, ein Grab in der hiesigen Schloßkapelle.“ —

„Lopp!“ — rief der Sohn, während der Vater nach einem kurzen Nachdenken einwilligte. Man verabredete nun, um 12 Uhr Nachts an der Kirchthür sich zu finden, der Graf wollte seinen treuen Vincent mitbringen und alle Vier sollten sich mit Spaten und Brechstangen versehen. Natürlich durfte kein anderer Mensch ein Wort von dem Vorhaben erfahren.

Die Uhr zeigte fünf Minuten vor Mitternacht, es war stockfinster und der Regen goß in Strömen vom Him-

mel herab, „noch einige Minuten nur,“ sagte Isalguit zu sich selbst, „und es wird sich entscheiden.“ Er hatte Gott um seinen Beistand und Segen angefleht, das Unternehmen war ja gut und edel, es galt die Heilung seines Mädchens, es galt ihr den Frieden der Seele, den Glauben an eine ewige Barmherzigkeit zurückzugeben. Jetzt ertönte der erste Glockenschlag und er winkte seinem Vincent, der in dem schrecklichen Wetter eine traurige Vorbedeutung zu sehen glaubte. Zitternd folgte er dem Grafen.

Der Sakristan hatte die Thür schon aufgeschlossen als die zwölf dumpfen Töne der Glocke in der schauerlichen Nacht verklungen waren. Alle vier traten in die Kapelle.

Dem ehrlichen Vincent, dem Einzigen außer dem Grafen, welcher wußte, was das Nachgraben zu bedeuten hatte, wurde ganz bange, als die Thür in ihren rostigen Angeln hinter ihnen knarrte und sie nun in dem Hause Gottes und des Todes bei dem Dämmerlicht einer matten Laterne einander selbst für Geister halten konnten.

Isalguit bezeichnete die Platte und sogleich begannen sie die Arbeit. Aber es währte lange bis sie ihrer Herr wurden. Endlich wich sie der vereinten Kraft der starken Männer.

Als sie jetzt den Marmor hoben, schlug ihnen eine feuchte Grabesluft entgegen. Vincent zitterte am ganzen Körper, der Gardist spottete seiner Furcht und wünschte sich etwas recht Schauerliches, damit sie doch den Beweis liefern könnten — Männer auf dem Plage zu sein. Kaum hatte er aber den Wunsch ausgesprochen und dabei den Stein niedergelegt, als aus der Oeffnung ein so lauter vernehmlicher Seufzer herauftönte, daß er dadurch doch ein wenig außer Fassung gerieth. Der Vater rief: „Gott steh' uns bei!“ und stürzte nach der Kirchthüre, Vincent aber sank auf die Knie und hob die Hände zum Gebet empor, während der Graf nach dem Degen griff.

Es entstand eine unwillkürliche, unverabredete Pause, in welcher jeder eines weiteren Merkmales horchte. Alles war still, da endlich griff man mechanisch und schweigend wieder zur Arbeit.

Sie mochten wohl eine Stunde gegraben haben und waren schon eine beträchtliche Tiefe hinab gekommen, als sie mit dem

Eisen der Spaten auf einen festen dumpfklingenden Körper stießen.

Man sah sich wieder einander an, noch etwas Erde ward fortgeschafft und man hatte einen bleiernen Sarg.

„Gut!“ rief der Graf, „so mußte es sein! Nun an den Seiten etwas Luft gemacht, daß man den Deckel öffnen kann!“

„Den Deckel öffnen?“ fragte Vincent entsetzt, „gnädigster Herr! Sie wollten —?“

„Ohne Sorge!“ erwiderte dieser und man setzte die Arbeit fort.

Da hörten sie plötzlich ein Geräusch außerhalb der Kapelle, die große Thüre wurde geöffnet, mehrere Diener mit Fackeln und andere Bewaffnete traten ein, hinter ihnen der Herr von St. Etienne. Gleich darauf kamen sie durch das Schiff der Kirche auf den Grafen zu. Dieser stand verwirrt und verlegen da, während der Sakristan sich sehr geschickt davon gemacht hatte.

„Mein Herr!“ rief der Baron mit flammendem Auge, „vergessen Sie die Gastsfreundschaft, welche ich Ihnen erzeigt?“

„Ich liebe Ihre Tochter!“ erwiderte der Graf verlegen, „und —“

„Haben Sie die Güte, sich auf Ihr Gemach zu begeben,“ sagte der Schlossherr dann in befehlendem Tone, „morgen werden wir weiter davon reden.“

Isalguir begriff, daß jeder Widerstand hier unmöglich war, er gehorchte deshalb. Am andern Morgen erhielt er ein Bilet von dem Baron, worin er ersucht wurde, das Schloß zu verlassen. Er glaubte dies für eine Beleidigung halten zu müssen und forderte den ältesten Sohn des Hauses St. Etienne, welchen er das Unglück hatte im Duell zu erschießen.

Einen Monat später begrub man Rosa von St. Etienne in der geheimnißvollen Kapelle und der Graf verließ Languedoc für immer.

Er zog sich auf eins seiner entlegensten Güter zurück, die Erinnerung an die so grausam hingemordete Geliebte folterte sein Leben, seine Tage; er entsagte allen Freuden und wurde am Ende ganz menschenfeind.

Er hatte die Geschichte seiner Liebe und seines Unglücks niedergeschrieben. Ein Freund ließ ihm nicht in Ruhe bis er ihm die näheren Angaben gemacht hatte. Rasch nahm dieser dann Abschied und verhielt ihm nähere Auskunft über die Etiennesschen Familienangelegenheiten. Wehmüthig lächelnd sah der Arme ihm nach und glaubte selbst einen Trost darin finden zu können; doch er zweifelte an dem Erfolge.

Herr von Rinot, jung, reich und voll Feuer irgend ein Abenteuer zu bestehen, das ihm einen Namen verschaffen könnte, nahm sogleich Postpferde nach Languedoc und hoffte mit einer Zuversicht, die nichts stören konnte, das Ende der Isalguirschen Untersuchung glücklicher, als jener, herbeizuführen und so das Geheimniß der Familie St. Etienne zu lösen.

Es war Abend, als Eduard Rinot auf dem Landgute des Barons ankam; das ganze Dorf schien wie ausgestorben, dem jungen Manne wurde bange, er wußte nicht warum. Der Wagen mußte halten, er stieg aus, da hörte er aus einiger Ferne ein Geräusch, er horchte, es kam näher, ein Fackelzug, in der Mitte ein Sarg.

Diese Erscheinung machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf Eduard, das Herz stand ihm still, er glaubte der alte Baron werde das Geheimniß mit in die Gruft nehmen. Er stand unbeweglich, die Blicke auf den langsam daher kommenden Sarg geheftet. Schwarzes Ebenholz, schwere silberne Hängen und das große silberne Wappenschild des Freiherrn von St. Etienne. Seine Vermuthung war also bestätigt und mechanisch folgte er mit in die Kapelle.

Die Ceremonie war beendet, das Volk vertheilte sich, Eduard Rinot blieb gedankenvoll stehen und heftete das Auge fortwährend auf die Marmorplatte mit dem Kreuze. Da trat der Kaplan zu ihm heran, maß ihn mit großen Augen und fragte dann, ob ihm etwas gefällig wäre?

Eduard wiederholte langsam: „gefällig, — nein, mir ist Nichts gefällig, mein Herr, aber — ich muß gestehen, wenn mir auch sowohl die Familie des Herrn von St. Etienne als überhaupt die ganze Gegend fremd ist, die Leichenfeierlichkeit hat mich sehr ergriffen. — Der Baron war wohl schon alt?“

„Alt?“ sagte der Kaplan, „nun zum Sterben war er doch immer noch sehr jung, er hatte noch nicht ganz das zwanzigste Lebensjahr erreicht.“

„Noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht?“ sagte Eduard zu sich selbst und holte von neuem Athem, denn nun konnte der alte Baron doch noch leben und so war die Hoffnung, weitere Nachricht zu bekommen, noch nicht verloren. „So war es also wohl ein Sohn des Herrn von St. Etienne, des Besitzers dieser Güter?“

„Der dritte und letzte Sohn,“ erwiderte der Kaplan seufzend, „der älteste blieb im Duell mit einem Manne, dessen Absicht es vielleicht eher gewesen den jungen Mann als Bruder ans Herz zu drücken — als ihm die Kugel durch den Kopf zu schießen; das unergründliche Fatum wollte es anders. Der zweite blieb in einem Gefecht gegen die Destreicher und der dritte, vielleicht der lebenswürdigste von Allen, nahm, durch einen unseligen Irrthum veranlaßt, statt der ihm für einen Katarrh verordneten Medizin — einen Giftrank. Der arme Vater steht nun allein, ganz allein, denn auch die Tochter ging ihm in den Tod voran.“ —

„Der arme Mann!“ sagte Eduard und folgte dem Manne ohne daß dieser ihn dazu eingeladen hatte, in seine Wohnung. Hier erst bat er seiner Indiscretion halber um Verzeihung und wollte gehen. Der Geistliche fragte nach seinem Namen und ging dann, mit der Bitte Herr von Rinot möge ihn folgenden Tages länger besuchen, ins Schloß. Ehe dieser aber noch

in den Gasthof des Dorfes gegangen war, eilte schon ein Kammerdiener des Barons herbei, ihn zu den Herrn zu bitten.

Die Einladung war ihm erwünscht, denn sie konnte vielleicht zu etwas führen. Im Schlosse empfing ihn ein Haushofmeister und er wurde aufs glänzendste bewirthet; gegen 11 Uhr aber kam auch der Kaplan und zeigte ihm an, daß er die Nacht im Schlosse zubringen und, wenn er es wünsche, mit ihm in einem Zimmer schlafen werde. Eduard war den Vorschlag gern zufrieden und so legte sich jeder in die gewaltige Himmelbettstelle des großen Saales und gegen Mitternacht schliefen sie ein.

Der Geistliche schlief fest und ruhig, der junge Kinot aber hatte unruhige Träume, sah sich im Geiste noch ein Mal in der geheimnißvollen Kapelle, sah den Sarg des letzten Sprößlings der Familie St. Etienne in die Gruft hinabsenken, sah dann den Grafen Isalgur die Marmorplatte mit dem Kreuze in die Höhe heben, hörte mit jenem den schrecklichen Seufzer, fühlte mit ihm die Berührung der eiskalten Hand und fuhr plötzlich lautauffschreiend im Bette empor, denn auch er fühlte sich plötzlich von einer feuchten eisigen Hand berührt, so daß ihm das Blut in den Adern gerann.

Rasch fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht, nein, — es war kein Traum, — eine große gespenstische Gestalt stand vor ihm und der matte Schein des Mondes ließ ihn gerade so viel sehen als nöthig war seine Sinne zu verwirren und den Schreck durch alle Theile seines Körpers lähmend zu verbreiten.

In diesem Augenblicke war ihm die Idee mit der Geistercitirung sehr leid und was daheim bei einem Glase Wein und in fröhlicher Gesellschaft sich so ritterlich und ehrenvoll gemacht, hing in der grausen Wirklichkeit sehr ernst zu werden an.

Mehrere Minuten stand er wahre Todesangst aus, da fing die Gestalt an zu sprechen und nun schämte er sich seiner Furcht, denn aus den ersten Worten schon begriff er, daß der Geist der alte Herr von St. Etienne war.

„Habe ich Sie erschreckt, Abbé?“ sagte er mit sonderbar angreifender Stimme, „das thut mir leid. Aber ich halte es nicht mehr aus in meiner Stube, ich kann nicht, so gern ich auch wollte. Abbé, — wie soll ich Ihnen mein Gefühl beschreiben! Zu Füßen des Bettes steht die Eine, am oberen Ende die Andere, beide gleich strenge und schrecklich. Rücken Sie mehr nach der Wand, ich will mich zu Ihnen legen, vielleicht wird sich mir dann das schon zu Eis erstarrte Blut wieder erwärmen. O Abbé, bedauern Sie mich, ich bin sehr elend!“ —

So unangenehm ihm die kalte Nachbarschaft auch war, glaubte er sich doch fügen zu müssen. Der Baron hielt ihn für den Geistlichen, das war gut, vielleicht erfuhr er nun noch mehr, er rückte also so dicht als möglich an die Wand und hörte ihm aufmerksam zu.

„Ich habe Ihnen mein trauriges Geschick in der Beichte mitgetheilt. Sie haben gewissenhaft gegen Jedermann geschwiegen. Ich danke Ihnen dafür. Aber ich entbinde Sie Ihres Eides; schreiben Sie die Geschichte als warnendes Beispiel für spätere Generationen nieder. Sie wissen selbst, wie ich meine Gattin anfangs liebte und Schönheit und Tugend sie vor allen Frauen schmückte; Sie wissen aber auch, wie ich schlecht genug war sie zu hintergehen und mich an jene Luitgarde zu hängen, welche mich mit jedem Tage mehr und mehr gegen Rosa einnahm, wie sie ihrem teuflischen Werke die Krone aufsetzte und mich veranlaßte jener den Giftrank zu reichen. Kaum war das Gräßliche aber vollbracht, als mich Reue erfaßte und ich ihr ihren nahen Tod entdeckte. Starr sah sie mich an, kniete dann nieder und rief: „Wohl, ich werde diese Welt verlassen, aber vorher muß ich noch einen Wunsch aussprechen und Gott wird ihn als den letzten und heiligsten des sterbenden Busens erfüllen. Ich mochte, ich konnte hier auf Erden nicht ohne Dich leben, ich will auch ohne Dich keine Ruhe im Grabe haben. Mir selbst zur Strafe will ich bei Tag und Nacht wie ein Unglück weissagender Schatten umherirren, will Dich indeß in deinen Freuden und Genüssen nicht beunruhigen und Dir nur unsichtbar erscheinen. Meine Kinder will ich aber warnen und Rosa soll nie einem Manne angehören, denn — er würde sie doch nur betrügen und verlassen. Ich will sie, wenn die Versuchung ihr nahen sollte, wie ein schützender Genius umschweben und endlich, wenn sie eingesehen hat, daß das wahre Glück ihr hier im Leben niemals erblühen wird, sie zu mir hinüber nehmen in eine bessere Welt. So oft es mir vergönnt sein wird, werde ich ihr sichtbar nahen, sie an meinen Anblick zu gewöhnen. Das Haus der St. Etienne aber soll erlöschen, den Frevler der Etteen nicht auf die unschuldigen Nachkommen fortzupflanzen. — Du — mögest Du so glücklich sein als es Dir möglich ist, mögest du vergessen, wie Du meine namenlose Liebe, wie Du meine Treue mir lohntest. Ich werde Dich niemals beunruhigen und statt dessen für deine Freuden wachen. Lasse mich in der Kapelle tief unter der Erde begraben und Rosa, wenn sie stirbt, neben mich legen. — Lebe wohl!“ —

Der Baron hielt hier einen Augenblick inne, dann rief er schnell, im Bette auffahrend: „ja ja ich komme, ich verstehe dich!“ — und mit der Kraft des Jünglings sprang er auf von Eduards Seite, that einige Schritte vorwärts und stürzte dann ohne ein weiteres Wort, in sich zusammen.

Erschüttert folgte dieser ihm nach, er wollte den Unglücklichen aufrichten, aber der Krampf war zu heftig gewesen, er war todt.

Jetzt erwachte auch der Kaplan, der mehrere Nächte nicht geschlafen hatte und sich nicht wenig über das nächtliche Abenteuer wunderte, als Eduard es ihm später erzählte. Man rief nun die Bedienten und brachte den Leichnam auf ein Bett.

„Gott sei seiner Seele gnädig!“ rief der Abbé mit gefal-

tenen Händen, „er hat viel verschuldet, aber auch viel gelitten und unser Vater im Himmel ist gerecht.“ —

Herr von Rinot gestand nun dem Geistlichen, ein Freund des Grafen Isalguir zu sein und erreichte leicht die Gewährung seines Wunsches, die beiden Särge der Frau und des Fräuleins von St. Etienne öffnen zu lassen. Beide waren einbalsamirt und Eduard erkaunte über die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter, welche in der That zu verwechseln waren.

Tief ergriffen nahm er dann Abschied von dem Geistlichen und kehrte zu seinem unglücklichen Freunde zurück; das sanfte blasser Gesicht der schönen jungen Frau stand aber mit lebhaften Farben noch lange vor seiner Phantasie und er glaubte es nie, nie zu vergessen.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

An einem finstern Abende des Jahres 1679 hielt eine von zwei rüstigen Männern getragene Sänfte am Eingange einer Straße in der Pariser Vorstadt St. Antoine. Ein Mann stieg heraus. Die hohe Gestalt, die männlichen, regelmäßigen Züge verriethen auf den ersten Blick den Edelmann. Nachdem er mit einigen halbblut gesprochenen Worten die Sänftenträger verabschiedet hatte, ging er, einige Mal mit der Hand in den schönen blonden Locken wühlend, gedankenvoll eine Zeit lang auf dem Plage umher und blieb endlich vor einem schwarzen, unansehnlichen Hause stehen, dessen Anblick unwillkürlich jedem Beobachter einen geheimen Schauer einflößen mußte. Dunkel und unheimlich starrten die mit schwarzen Läden versehenen Fensterchen in die Straße hinein, als verbürgen sie längst begangene Verbrechen, oder das tiefste Elend und eine düstere Todtenstille umgab das Gebäude mit einer Furchtbarkeit, die gleich dem Modergeruch alles Lebende von sich schreckte. Der junge Mann schien nichts dergleichen zu empfinden, denn, gleichgiltig eine Ballet-Arie trällernd, näherte er sich der Thüre des Hauses, ergriff den daran hängenden Hammer und klopfte mit fester Hand. Das Geräusch schien das Haus zu beleben, denn alsbald sah man an einem der Fensterchen einen Lichtstrahl schimmern, man gewahrte hinter den schmutzigen Scheiben die Umrisse einer weiblichen Gestalt, die sich der Thüre näherte und dem ungeduldig harrenden Edelmann durch ein Loch in der Pforte ihre widerliche Physiognomie zeigte. Nach einigen gewechselten Worten öffnete sich die Thüre und der junge Mann folgte der vor ihm herschreitenden Führerin durch einen langen Gang, an dessen Ende sie eine feuchte, schmale Schneckenstiege hinaufklimmen. Im ersten Stock angekommen, durchkletterten

sie mehrere kahle Zimmer, die gänzlich unbewohnt schienen; endlich öffnete die Alte eine kleine Thüre und verschwand, nachdem sie ihm ein Zeichen, einzutreten, gegeben hatte.

Er befand sich nun in einem achteckigen, geräumigen Zimmer, dessen Wände mit dunkeln Tapeten behängt waren; ein eiserner Leuchter, in dem nur ein einziges gelbes Wachlicht brannte, bildete die ganze Beleuchtung des weiten Raumes. In dem Zwiellichte, das die von Zeit zu Zeit aufflackernde Flamme verursachte, bemerkte man hier und da die unbestimmten und mysteriösen Formen der Skelette, und anderer magischer Attribute, die in wirrem Gemische an den Seiten der Wände oder an der Decke baumelten. Da sah man magische Spiegel, Phiolen und sorgsam ausgestopfte Nachtvögel, die man beinahe für lebendig hätte halten können, so starrten sie den fremden Besucher mit ihren gläsernen Augen an. In der Mitte dieses Zimmers saß, gleich der Pythia auf ihrem Dreifuß, eine Frau in einem schwarzen Talar, mit aufgelösten Haaren und stierem Blicke. Es war die Voisin, diese berühmte Wahrsagerin und Giftmischerin, die unter beiden Titeln eine so große Rolle unter Ludwig den vierzehnten spielte und so viele erlauchte Familien in ihre schrecklichen Geheimnisse verwickelt hat.

Nachdem sie ihren Gast mit einer kleinen Handbewegung zum Sitzen eingeladen hatte, begann sie in halb feierlichem, halb familiärem Tone:

„Also wollte der kühne Ritter doch nicht Paris verlassen, ohne der Voisin eine Visite gemacht zu haben. Ah! ich wußte wohl, daß es trotz der Verachtung, die Ihr für die ererbene Kunst hegtet, doch dazu kommen würde, und daß Ihr nicht nach Deutschland zurückkehren würdet, wie Ihr von da gekommen seid, ohne Glauben an die Unfehlbarkeit der Astrologie.“

Ein spöttisches Lächeln spielte auf den Lippen des jungen Mannes und erwiderte:

„Bei meinem Degen, Frau Hexenmeisterin, Ihr scheint über mich gut unterrichtet zu sein; wer hat Euch denn das verrathen?“

Die Voisin richtete sich stolz in die Höhe und rief mit begeistertem Antlitze; „Heinrich Franz, Graf von Mansfeld! Der mir dies verrieth, ist der Geist, der mich durchdringt und mir alles offenbart, denn sein Wissen ist unfehlbar. Wollt Ihr, daß ich Euch, den ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen, den ich gar nicht kenne, sage, wer Ihr seid und was Ihr schon gethan habt? Hört mich an: der Geist besetzt mich, er erlaubt mir, unter der sterblichen Hülle, die Euch bedeckt, Euer Thaten, Eigenschaften, Fehler und geheimsten Neigungen zu lesen.“

(Fortsetzung folgt.)